Der Feierabend

Unterhaltungs-Beilage zur „Deutschen Rundschau"

Nr. 212 Bromberg, 21. September 1939

Herz, schweig still ...

Roman von Rudolf Haas.

(18. Fortsetzung.) ——

Der Januar ist sonnig und kalt, fußhoch liegt der Schnee und glänzt. In Trient ist es mild wie im Vorfrühling gewesen, und vor wenigen Wochen war in der Glut der heißen Zone tagelang nichts um sie, als das breit hinrollende Meer, das unter den Strahlen der Tropensonne, soweit das Auge schauen konnte, wie goldenes Feuer flammte. Es war großartig und feierlich, aber in all dem Lohen und Leuchten konnte das Herz nicht so warm werden, wie hier im deutschen Winterland. Vom Mittagskogel gekrönt, ragt die verschneite Felsenmauer der Karawanken himmelan. Mit schimmerndem Schnee bedeckt, breitet sich der ebene Talboden um die vertraute Stadt, die Häuser haben weiße Dächer, der bescheidene Draufluß blinkt ein wenig, die Sonne läßt die Eiskristalle aufglitzern, zum Wärmen hat sie noch keine rechte Kraft. Die kalte Luft macht die Wangen rot und schmeckt wie Bauernbrot. Die beiden Linden heben ihre kahlen Wipfel über die kleine Kapelle, die Ecktürme des Marhofs tauchen auf, der Wagen hält vor dem Tor.

Die Traude bangt ein wenig vor dem ersten Zusammentreffen mit dem Vater. Und dann steht er vor ihr, ein bißchen magerer, das treuherzig offene Gesicht ist etwas eingefallen, die Haare sind ganz grau, die wilde starke Lebenskraft schäumt nicht mehr, etwas Gedämpftes, Verzichtendes, Freudenleeres liegt über seinem Wesen. Aber die Augen sind klar, der Blick freundlich.

Nach der ersten stürmischen Begrüßung durch die Angehörigen — die Mina-Muhme vergießt ein paar Tränen — sagt er: „Komm, Traude, wir wollen uns erst einmal allein aussprechen." In seinem Zimmer legt er ihr beide Hände auf die Schultern, beugt sich zu ihr hinab und schaut ihr ganz nah in die Augen. „Traude! — Traude . . ." Und noch einmal: „Traude!" Eine Reihe von Gefühlen schwingt in seiner leisen Stimme mit: Sorge, Zweifel, Furcht, Gram, Schuldbekenntnis, Liebe, Selbstanklage, Reue und — Dankbarkeit.

Sie hält seinen forschenden Blicken stand und schüttelt mit einem sanften Lächeln den Kopf. „Du willst dich mit mir aussprechen, Vater? Aber ich glaube, das wird nicht notwendig sein. Es geht mir gut, zu gut sogar. Damit ist alles gesagt. Setz dich und laß mich erzählen."

Und sie erzählt. Nicht von der schönen Reise auf der Jacht Speranza, sondern von kleinen Aufmerksamkeiten und einer großen Neigung, von bezeichnenden Einzelheiten wie dem Nikoloabend in Genua oder dem Turmzimmer in ihrem neuen Heim. Strich um Strich und Zug um Zug entwirft sie ein Bild vom Wesen ihres Mannes, wie er sich ihr eröffnet hat mit seinen Eigenheiten, seinem starken Selbstgefühl, seiner Vornehmheit und Dankbarkeit für Rücksicht, Freundlichkeit und Freundschaft.

„Und gerade du, Vater", fährt sie fort, „hast ihn in seinem Selbstgefühl öffentlich und arg verletzt, er hat dich nachher so gehaßt, wie er dich vorher heimlich bewunderte, er wollte dich demütigen — doch das ist nun ausgeglichen, ich weiß, daß er eine Versöhnung freudig begrüßen würde, und auch mir würdest du einen Gefallen tun, wenn du mit ihm Frieden machen würdest."

Ludwig Wiederschwing erwidert nichts. Das gutherzige Gesicht von Leid überschattet, sitzt er und grübelt. Dann hebt er den Kopf. „Du mußt ihn ja besser kennen. Mag sein, daß ich ihm unrecht getan habe — er . . . Nein, Traude, sag jetzt nichts mehr, ich weiß genug. Aber beantworte mir eine Frage: Was ist mit Herbert Tillian?"

Das kommt so unerwartet, daß sie zusammenschrickt und Mühe hat, ihre Erschütterung nicht zu zeigen. Aber sie spricht ganz ruhig: „Das kann ich nicht sagen, ich habe ihn gebeten, mir nicht zu schreiben. Wenn er mich verachtet, muß ich es tragen . . ."

Mit leiser Rührung betrachtet er sie. Er nimmt ihre Rechte zwischen seine beiden Hände und drückt und streichelt sie und läßt sie nicht mehr los. „Traude, du kannst mich nicht täuschen. Du hast doch ein Opfer gebracht! Sei still, hör weiter, und wenn du alles gehört hast, wirst du mir recht geben, daß ich zuerst mit dir allein hab' reden müssen. Ich hab' wochenlang Zeit gehabt, alles zu überdenken. Ich hätte vielleicht auf dem Marhof besser wirtschaften können, aber ohne Schulden wär's auch dann nicht gegangen. Wie der Krieg ausgebrochen ist, war deine Mutter schon tot, und du warst noch nicht einmal zwei Jahre. Nachher ist es immer schlechter geworden, das ersparte Geld ist mit der Kriegsanleihe davongeschwommen; ich will mich nicht besser machen, als ich bin, vier Kinder hab' ich aufgezogen, den beiden Alten ist nichts abgegangen, mir selber freilich auch nicht — und deswegen also hast du reich und unglücklich werden müssen. — Schweig nur still, mein Kind, schweig still! Es ist so. — Es war dein freier Wille, meinst du, und ich glaubte, es ist gegen meinen Willen geschehen. Nein, Traude! Es hat einfach sein müssen. Der Marhof ist stärker als wir!"

Eine Weile schweigt Ludwig Wiederschwing. Dann wiederholt er: „Ja, der Marhof ist stärker als wir. Das ist es! — Viele Nächte bin ich wach gelegen und hab' die Wiederschwing vorüberziehen sehen, eine lange Reihe, vom Feldkornett Burghard Wiederschwing, der aus der Schlacht von Zenta auf einem Kamel zurückgekommen ist, einen türkischen Roßschweif und zwei Janitscharentrommeln als Siegesbeute mitgebracht und nachher den Marhof erworben hat, von ihm angefangen bis zu unserm Jörg mit seinen Buben. Und immer wieder ist ein Gesicht aufgetaucht, das war die Luise und warst auch du, und ich konnt' nicht einig werden, wer das schwerere Kreuz hat tragen müssen. Es ist nicht leicht gewesen, im Dunkeln zu liegen und mit sich selber Abrechnung zu halten. Aber ich hab' mich durchgebissen, und die Sache lag wohl so: Du allein mit Herbert oder die Sippe und der alte Marhof. Da ist dir keine andere Wahl geblieben, die Macht der Ahnen war stärker. Drum hab' auch ich mich drein ergeben und bin geworden wie einer, der sich unter die Macht des Siegers beugen muß. — Du, mein armes Kind, hast das

Schwerste auf dich genommen, aber auch du wirst deinen Frieden finden. — Und einen starken Trost hab' ich schon heute für dich. — — Du hast von Verachtung gesprochen. Nein, Traude, Herbert verachtet dich nicht. Auch er hat durchgerungen und gelernt, dich und dein Opfer zu verstehen."

Erregt springt sie auf. „Du hast Nachricht von ihm? Er hat geschrieben?"

„Geschrieben nicht", antwortet er. „Aber zu Weihnachten ist etwas für dich eingetroffen." Er geht ins anstoßende Schlafzimmer und kommt mit einem Holzbildwerk zurück, das er auf den Tisch stellt. Es ist etwa eine Elle hoch und zeigt die Gottesmutter, die ihren toten Sohn nach der Kreuzabnahme im Schoß hält. Das schmerzerfüllte Gesicht ist der Spiegel ihres zerrissenen, blutenden Herzens, aber in der Haltung, in der leicht erhobenen Hand, in den zum Himmel blickenden Augen, in den vergrämten Zügen ist doch etwas, was ahnen läßt, daß der heiße Mutterschmerz im Begriff ist, sich zu lösen und in sanfte Wehmut sich zu wandeln durch die Erkenntnis, was der Opfertod des Sohnes für die Menschheit bedeutet. Und diese Erkenntnis strömt mit eindringlicher Kraft vom Antlitz des Erlösers aus. Seliger Friede, Menschenliebe und eine tiefinnige Genugtuung, das Leben als Lösegeld für viele hingegeben zu haben, machen das edle Männergesicht mit den geschlossenen Augen und der Dornenkrone geradezu leuchten und die Worte aus dem Johannisevangelium glaubhaft, die auf dem Sockel stehen: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden".

Die Hände vor der Brust verklammert, betrachtet die Traude, im Innersten ergriffen, das Werk, das eindrucksvoller als alle Worte von Seelengröße und opferbereiter Liebe kündet. Hier ist wahrhaftig Verstehen und Verzeihen, Befreiung und Erlösung aus Zweifel, Zwiespalt und Seelennot.

Sie spricht kein Wort. Die Arme sinken, das Haupt scheint sich zu heben — so steht sie und empfängt die Botschaft, ruhig atmend, mit gelösten Gliedern, als habe ihr jemand eine Bürde von den Schultern genommen.

Minutenlang währt das Schweigen. Dann sagt der Marhofer: „Ja, Traude! Und deswegen will auch ich mit Tonandinel Frieden machen."

Anderntags kommt Tonandinel in den Marhof. Ludwig Wiederschwing begrüßt ihn mit höflicher Zurückhaltung. „Damit wir uns klar werden", fährt er fort. „Kein Wort über die Vergangenheit! Sie haben der Traude die weite Welt gezeigt, zeigen Sie ihr nun auch, daß man zu Hause im Engen am besten ausruht."

Tonandinel sieht ihn fest an. „Ich kann nichts anderes, als dankbar sein. Jetzt ist mir das Leben etwas! Vorher war es nur wie ein weiter Weg ohne Herberge. Ich bin im Staub getrottet, hab' keine Quellen gesehen, auf keine Blume geachtet, das Lied eines Vogels war mir nur Lärm. Jetzt hör' ich den Jubel heraus, sehe das Blühen und die Quellen, kenne die wahre Freude, die mehr ist, als nur Lust und Vergnügen. Das dank' ich der Traude, ich kann es ihr nicht vergelten, bleibe ewig in ihrer Schuld."

Ludwig Wiederschwing steht auf und streckt ihm die Hand hin.

Überwindung.

Als Herbert Tillian jenen sachlichen und doch in jeder Zeile von leidenschaftlichem Schmerz durchzitterten Abschiedsbrief der Traude erhalten hatte, war ihm zumute gewesen wie einem, den ein unerwarteter Erdstoß — in einem Augenblick alles Liebe und Sichere, Heim, Herd und Familie vernichtend — aus der Fülle des Lichts in die unglückseligste Finsternis schleudert. Oder wie einem, der die Nachricht erhält, daß sein liebster Mensch auf hoher See sein Grab gefunden, wer weiß, wo? Ärger noch! Wie einem, der weiß, daß dieser liebste Mensch noch lebt, unbekannt, wo, unerreichbar fern, nach eigenem Willen — um andere zu befreien — einem fremden Joch sich beugend

War denn solches möglich? Alles war ihm eingestürzt, und die Sonne schien, die Erde drehte sich, das Leben ging seinen Gang, als wäre nichts geschehen! Er aß nicht, er sprach nicht, er ließ sich krank melden, es war ihm unmöglich, Menschen zu sehen, oder gar zu arbeiten. An seinem Werk zu arbeiten, das er nach dem atmenden Leib der unwiderbringlich Verlorenen geformt hatte. Ihm war, als könnte er nie mehr schaffen. Und sie hatte ihm die Schwingen gebrochen! Treulos und herzlos hatte sie sich von ihm gewendet, hatte ihn vor den vollzogenen Verrat gestellt und schämte sich nicht, es einzugestehen. Konnten diese blauen Augen so lügen, konnte diese sanfte, lautere Seele so grausam, dieser vollendet schöne Leib die Hülle häßlicher Selbstsucht sein?

So hielt er im ersten Schmerz Gericht über sie, und seine wilde Empörung sprach das Schuldig und verdammte sie. Seine Augen schlossen sich, aber der Schlaf kam nicht in der ersten Nacht und nicht in der zweiten, die Frieda hörte ihn nebenan stöhnen, sie wußte um sein Leid und litt mit ihm, doch sie hielt sich still.

In der dritten Nacht aber, als er wieder schlummerlos im Dunkeln lag, geschah es, daß durch die Finsternis eine Stimme zu ihm drang, darin war bitterliches Weinen, inständiges Flehen und rührende Klage. „Du, den ich geliebt habe und immer lieben werde", sprach die Stimme, „du, für den ich sterben könnte und nicht sterben darf, weil andere leben müssen — verachte mich doch nicht so sehr!"

Da wich die Finsternis, und es ward hell. Und er sah sich wieder mit der Traude im Dom des Lichts, sah sie vor sich stehen, demütig-stolz, in heilger Freude sich selbst verschenkend und ihm die Krone des Lebens darbietend. Ohne sie und ihre Hingabe hätte er nie die Höhe erreichen können, auf der er heute steht; und daß er das Werk überhaupt beginnen konnte und nicht mehr als Tischlergeselle Bretter hobeln muß, dankt er ihrem Vater. Sie und ihr Vater haben ihn zu dem gemacht, was er jetzt ist, seine Zukunft ist gesichert — Undank und Eigennutz wäre es, wollte er auch noch verlangen, daß, damit sein Glück vollkommen sei, die ganze Familie in Armut verkomme.

In der Stunde, da die Finsternis dem Lichte wich, lernte Herbert Tillian das Opfer der Traude verstehen und „das große, gigantische Schicksal" erkennen, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt." Bereits am nächsten Tag begann er, die Gottesmutter mit dem Sohne aus Lindenholz herauszuhauen, und je weiter die Arbeit fortschritt, desto linder wurde der Schmerz, und als er nach Wochen das Schnitzeisen weglegte, da hatte er sich selbst überwunden und wiedergefunden in abgeklärtem Verzicht — und ein Kunstwerk geschaffen, das sein Leiden und Leidenmüssen, den Kreuzweg seiner Liebe, ihre Kreuzigung und Auferstehung ergreifend versinnbildete.

Er ist stiller geworden, aber in ihm ist Friede, und gerade die Wehmut, die sein sonniges Wesen leicht überschattet, verleiht ihm etwas Anheimelndes, und gewinnt ihm die Herzen.

Das dunkelblonde Schwabenmädel, die Rudi, hat mit dem ahnenden Gefühl des Weibes bald herausgespürt, daß ihm eine Herzensgeschichte Kummer macht. Sie rührt mit keinem Wort daran, aber in ihrer ganz unsentimentalen, allen Widerwärtigkeiten munter und mutig die Stirn bietenden, auch wohl ein bißchen leichtsinnigen Art versteht sie es doch, durch eine hingeworfene Bemerkung, durch einen Ausspruch, der wie Scherz oder Spott klingt, und eine kleine Lebensweisheit birgt, ihn sozusagen mit der Nase daraufzustoßen, daß es für einen Künstler Wichtigeres und Höheres gibt, als „den sehnenden Zwang der Minne." Herbert Tillian ist bereits soweit mit sich im reinen, daß er über manche ihrer ketzerisch-schrulligen Aussprüche herzlich lachen kann. Das beste Heilmittel aber ist ihm seine Arbeit. In weißem Leinenkittel schreitet er durch seine Werkstatt, breitschultrig, blondbärtig, treu und zuverlässig. Viel emsiges Treiben erfüllt den großen Raum, und die hellen Augen des Meisters sind überall. Zwei Dutzend Schüler hat er um sich versammelt, Schlägel hämmern, Meißel knirschen, Stein splittert. Manche summen oder pfeifen vor sich hin, aber alle sind mit Begeisterung bei der Sache, und der Meister gibt Anleitungen, lobt, ermahnt, unterrichtet, verkehrt mit ihnen wie ein älterer Kamerad. Wenn er jedoch selbst zum Flacheisen greift, um einer Gruppe die endgültige Formung zu geben, dann stehn die jungen Leute um ihn herum und wenden keinen Blick von seinen formenden Händen. An dieser

hohen und lichten, der Schönheit geweihten Stätte bleibt ihm nicht Zeit, leidvollen Gedanken nachzuhängen. Schaffend und lehrend, vermittelt er den Schülern seine Auffassung vom Wert und Wesen der Kunst, der Schmerz hat sein Künstlertum geläutert, die Wucht seiner Entwürfe wächst ins zeitlos Unbedingte und Einmalige. — —

Um zehn Uhr ist Arbeitspause. Dann sitzen alle mitsamt den Modellen auf den Gerüsten, Rampen, Drehscheiben, Steinblöcken umher, lassen sich die Wurst- und Butterbrote schmecken, plaudern, lachen und treiben Schabernack. Sie sind ein übermütiges Völkchen, diese Kunstbeflissenen, und wenn Schabernack ursprünglich eine rauhe, den Nacken schabende Pelzkappe bedeutete, so sind sie nicht minder rauh und haben den Schalk im Nacken sitzen und singen: „Was nützen fremde Sprachen? Wir trinken deutschen Wein, und unsere Schönen fragen gar wenig nach Latein!"

Danach fragen sie wirklich nicht, wenn sie sich auch mitunter als Bacchantinnen oder geraubte Sabinerinnen auf den Sockel stellen. Jetzt hocken sie in ihren warmen Umhüllungen friedlich beisammen, beißen in ihre Schinkenstullen und fürchten sich nicht vor Räubern. Herbert Tillian sitzt mitten unter ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

Figürchen aus Kreide

Kriegserlebnis von Johannes G. Arnoldt.

Im Sommer 1916 wurde meiner Kompanie ein soeben aus der Offiziersausbildung entlassener, blutjunger Leutnant zugeteilt. Ein schlanker, fröhlicher Bursch mit einem frischen Knabengesicht und blauen, keck und unschuldig glänzenden Augen.

Wir lagen damals in der Champagne an einem verhältnismäßig ruhigen Abschnitt der Front, tief in den weißen Kreideboden eingewühlt. Eines Abends brachte der Melder einen Regimentsbefehl, demzufolge eine „Offizierspatrouille" eine gewaltsame Erkundung über die Besetzung der feindlichen Sappe vor meinem Abschnitt ausführen sollte. Der Bataillonsführer hatte den Namen meines jungen Zugführers hinter „Offizierspatrouille" geschrieben.

Eine gewaltsame Erkundung an dieser gut befestigten Front — das bedeutete: Sturmreifschießen, Sperrfeuer, flankierende Maschinengewehre — ein gefährliches Beginnen. Ich machte mich sofort auf, um die notwendigen Anordnungen zu geben.

Der Unterstand des Leutnants befand sich am anderen Flügel der Kompanie. Es war ein warmer Sommerabend. Im Unterstand meines Zugführers brannte das Hindenburglicht. Ich stieg den zwanzig Stufen tiefen, engen Schacht hinunter und fand den Jüngling an seinem Tisch — einem in den Holzrahmen eingeklemmten Brett — eingeschlafen. Sein Gesicht lag in dem gebogenen linken Arm. Seine rechte Hand hielt ein aus Champagnekreide geschnittenes Figürchen. Dieses weiche Gestein wurde von den Soldaten gern zu allerhand nützlichen Sachen verarbeitet.

Was der Junge aber in der Hand hielt überraschte mich. Selbst noch jung und in wohlbehüteter Kindheit aufgewachsen, waren für mich achtzehn Jahre gleichbedeutend mit Unschuld. Und nun hatte sich dieser Knabe das Abbild eines nackten Mädchens geformt.

Nach kurzem Zögern rief ich ihn an. Er fuhr schlaftrunken auf. Errötend steckte er das Standbildchen in die Tasche und rettete sich aus seiner Verlegenheit in die dienstliche Frage nach dem Grund meines Kommens. In der Absicht, es ihm zu erleichtern und auch Sorge um ihn, der zum ersten Mal eine Offizierspatrouille führen sollte, besprach ich die Durchführung des Befehls eingehend.

Er versicherte, daß er sich des Auftrages besonnen entledigen werde, und schwieg dann. Ich bemerkte jedoch, daß er noch etwas sagen wollte, und sah ihn deshalb ermunternd an. Er schlug die Augen nieder, griff in die Tasche, holte das Schnitzwerk hervor und sagte stockend, ich dürfe nicht falsch von ihm denken.

Ich tat verwundert; warum solle ich falsch von ihm denken? Er wäre immerhin achtzehn Jahre alt. Allerdings hätte ich ihn noch für kindlicher, sozusagen unschuldig gehalten. Aber er hätte zweifellos Talent, sicher wolle er Bildhauer werden.

Er schüttelte den Kopf und erklärte ruhig, er wäre noch „sozusagen" unschuldig und Bildhauer hätte er auch gern werden wollen. Aber sein Vater habe ihn für die Rechtslaufbahn bestimmt, und nach bestandener Reifeprüfung würde er die Rechte studieren. In stillen Stunden jedoch knete er Figuren aus Ton. Hier in der Champagne könne er kein Stück Kreide in die Hand nehmen, ohne daß es ihn in den Fingern zucke, Gestalten daraus entstehen zu lassen . . .

Mit dem Urbild dieses Figürchens aber verhielt es sich so: Im Juli 1914, er war eben sechzehn Jahre alt geworden und besuchte noch die Schule, traf er während der großen Ferien bei Verwandten auf dem Lande eine wenige Monate ältere Base, die ebenfalls ihre Schulferien dort verbrachte. Ein schönes dunkelblondes Mädchen. Obwohl dem Äußeren nach vollerblüht, zeigte sie im Umgang mit ihm eine kindliche Harmlosigkeit, so daß er die Scheu, die er sonst stets in Gegenwart eines Mädchens empfand, völlig verlor.

Sie streiften durch Wälder, Wiesen und Äcker, kletterten über Zäune, sprangen über Bäche, lagen im hohen Gras auf dem Rücken und starrten in den Himmel — eine herrliche Kameradschaft. Einmal kamen sie abseits der Straße an einen kleinen See, dessen klares Gewässer im Sonnenlicht flimmerte und zum Baden einlud. Seine Kameradin begann sofort, sich auszukleiden. Er zauderte erst; als er sie aber ganz unbefangen ohne Badeanzug in das Wasser laufen sah, folgte er ihr unbekümmert.

Einige Tage darauf brach der Krieg aus. Er reiste sofort ab, um sich freiwillig zu melden. Sie brachte ihn zu dem weit vom Dorf abliegenden Bahnhof. Beim Abschied legte sie ihm den Arm um den Nacken und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich hab' dich lieb, komm gesund wieder!" Dann küßte sie ihn auf den Mund und lief davon.

In den zwei Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte er sie nicht wieder getroffen. Sie wohnte nicht in der Stadt seiner Eltern. Er mußte viel an sie denken, und es war in ihm die Gewißheit immer stärker geworden, daß ihm im Felde nichts zustoßen könne, da er sie bestimmt einmal wiedersehen würde. —

In diesem Augenblick setzte draußen unsere Artillerie mit dem Beschießen der feindlichen Gräben ein. Wir gingen hinauf und bereiteten uns auf das Unternehmen vor. Einige Minuten, ehe der Zug aus dem Graben steigen sollte — die Mannschaften kauerten bereits auf dem Grabentritt — stand ich neben dem jungen Sturmtruppführer.

Punkt zwölf Uhr verlegte unsere Artillerie das Feuer von dem ersten feindlichen Graben auf die zweite Stellung. Ich reichte ihm die Hand, und als ich seine lachenden Augen sah, schien es auch mir unmöglich, daß er von diesem Unternehmen nicht wieder zurückkomme: das Leben war ihm noch zu viel schuldig geblieben.

Er löste seine Hand aus der meinen und schwang sich über den Grabenrand. Links und rechts folgten ihm in breiter Linie die dunklen Schatten seiner Leute. Drüben gingen rote Leuchtkugeln hoch. Die Besatzung des feindlichen Grabens forderte Sperrfeuer an. Schon sausten heulend die ersten schweren Granaten in unseren Drahtverhau. Ich ließ den zweiten Zug den Graben besetzen und blickte in die Finsternis, die den Sturmzug inzwischen verschluckt hatte. Zwischen den Gräben stand wie eine Mauer die aufspritzende Erde und der schwarze Rauch der ununterbrochen berstenden Granaten. Dazu hackten die Maschinengewehre von den Nebenabschnitten ihren rasenden Takt.

Erst nach fast einer Stunde wurde das Feuer ruhiger. Dann kam ein Feldwebel vom Nebenabschnitt angelaufen. Der Sturmzug war dort eingestiegen. Er brachte ein halbes Dutzend Gefangene, einige Minenwerfer und leichte Maschinengewehre mit. Der Zugführer fehlte. Er war im Sperrfeuer gefallen. Ein Mann berichtete, er habe ihn noch verbinden wollen, aber er sei schon tot gewesen.

Ich schrieb meine Meldung, schickte die Leute nach dem dritten Graben zur Ruhe und kletterte in den Unterstand, den mein junger Freund bewohnt hatte. Hier saß ich eine Stunde und starrte vor mich hin. Seine Seele war also doch aus dem Körper vertrieben worden, der das beglückende Leben noch nicht gelebt hatte. Da gewahrte ich unter einer Feldmütze das kleine Standbild. Ich zog es hervor, und als ich es in der Hand hielt, war es mir plötzlich, als zöge mich eine geheime Kraft, als müßte ich meinen kleinen Kameraden zurückholen. Ich ging zum dritten Graben, rief den Mann,

der ihn hatte verbinden wollen, und fragte ihn, ob er mich zu dem Toten führen wolle. Er war sofort bereit.

Wir krochen lange in der Gegend herum, die er als den Ort seines Todes bezeichnete. Aber wir fanden ihn nicht. Es begann zu dämmern. Die Feinde bemerkten uns und schossen. Eine Kugel riß mir die Mütze vom Kopf. Wir sprangen von Granattrichter zu Granattrichter. Der Mann mußte sich, verwirrt durch das Sperrfeuer, in der Gegend geirrt haben.

Gerade als wir die vergebliche Suche aufgeben wollten, stolperte ich über einen Gefallenen, der mit dem Gesicht nach unten lag. Es war mein junger Zugführer. Sein hübsches Jungengesicht war leichenfahl. Aber er atmete noch. Aus einer Wunde an der rechten Brustseite sickerte das Blut in den zerrissenen Waffenrock. Wir nahmen ihn auf und brachten ihn in den nächsten Granattrichter. Die Gegner schossen nicht mehr, doch blickten sie zu uns herüber. Ich sah ihre Stahlhelme über dem Grabenrand.

Da wagte ich es, und wir trugen den Verwundeten offen zu unserer Stellung zurück. Ich verhehle nicht, daß ich ein ekelhaft kaltes Gefühl im Rücken hatte. Doch kein Schuß fiel. Aus unserem Graben streckten sich uns hilfreiche Hände entgegen. Ich reichte den Verwundeten hinab, wendete mich, in voller Größe auf der Grabenaufschüttung stehend, der feindlichen Linie zu und grüßte den ritterlichen Gegner. Dann sprang ich auf den Grabentritt.

Zehn Minuten später setzte das Vergeltungsfeuer für den erfolgreichen Angriff auf unseren Graben ein. Da saß ich aber schon mit dem Bataillonsarzt im tiefen Bunker bei unserem Geretteten, der durch den Lärm des ersten Grabenvolltreffers aus seiner tiefen Betäubung erwachte.

Von des Bernsteins Wunderkraft

Ein Schatz der Danziger Küste.

Wir schätzen den Bernstein ohne weiteres als einen schönen Schmuck, der vor allem von blonden Frauen für Hals- und Armgeschmeide bevorzugt wird, eben weil sein honiggelber Ton, sein blonder Harzschimmer oder sein goldbrauner Mattglanz angenehm und wohltuend ins Auge fallen. Daß es aber mit diesem „Stein", der ja eigentlich gar kein Stein, sondern Harz ist, eine ganz besondere Bewandtnis hat, und daß die Gründe zu seiner weitverbreiteten Verwendung für Schmuck- und Gebrauchsgegenstände recht geheimnisvolle sind, ist heute den wenigsten von uns bewußt.

Nicht die Schönheit, sondern die Einmaligkeit des Aussehens war es, die den Bernstein schon in vorgeschichtlicher Zeit zu einem begehrten, ja zu einem angebeteten Gegenstand machte. Schon das war für den Menschen der Vorzeit ein Rätsel: Wie konnte ein Stein — und um einen solchen schien es sich doch zu handeln — durchscheinend oder gar durchsichtig sein? Und wie war es nur möglich, daß ein Stein brennbar war und dazu noch aromatische Düfte beim Verbrennen verströmte? Daß er durch Reibung auch elektrisch wird, hatte man damals noch gar nicht entdeckt. Ein Stein mit solchen überraschenden Eigenschaften konnte nur durch einen geheimen Zauber entstanden sein, und also mußte dieser Stein auch Wunder tun können. Man glaubte, daß in seinem goldenen Zauberschimmer ein guter Geist sich verborgen hielte, ein Geist, der mit dem Tag, mit dem Sonnenleuchten und mit der Freude verschwistert wäre, und der daher die Kraft besitzen müsse, böse Geister, drohende Boten der Finsternis, abzuwehren.

Alles was durch Besonderheit auffiel, sollte gegen böse Geister eine abwehrende Wirkung haben. Was konnte es also Auffallenderes geben als Bernstein. So wurde das nordische Gold zu einem heiligen Stein, aus dem sich der Vorzeitmensch Amulette und Talismane anfertigte, die seinem Glauben nach alle Anfechtungen der Unterwelt mit magischer Kraft von ihm fernhielten. Und so ganz unterbewußt schlummert vielleicht auch in uns Heutigen noch etwas von diesem Glauben. Es gibt selten jemand, der sich am Strand nicht bückt, wenn er ein noch so winziges Stückchen Ostseegold zwischen Tang und Muscheln leuchten sieht. Auch uns schlägt eben immer wieder die Einmaligkeit dieses schimmernden Harzes in seinen Bann. Und wenn wir Glück haben und finden ein Stück, das die Größe einer Walnuß fast erreicht, dann schenken wir es auch nicht so ohne weiteres fort, sondern behalten es meist als Talisman, der uns stets und ständig begleitet. Und was ist denn in unserem Glauben — oder sagen wir Aberglauben — ein Talisman schon anderes, als ein guter Geist, der Böses abwehren soll?

In vielen Ländern Europas war das Gold unserer Ostsee schon in der Vorzeit verbreitet, teils als Rohmaterial, teils aber auch schon behauen, mit dem Feuersteinmesser geschnitzt oder geschliffen, da das wachsende Schmuckbedürfnis zu einer Verfeinerung der Form hinführte. Steinzeitliche Funde weisen schon viele schöne Formen auf, die meist Amulette mit Abwehrbedeutung darstellen; vor allem bildete man eine Axt aus Bernstein nach, da diese im Volksglauben auch ein Symbol der Geisterabwehr war, was ja durchaus naheliegt. Wie hoch man die Wunderkraft dieses versteinerten Harzes einschätzte, geht auch daraus hervor, daß man den Toten Schmuck mit ins Grab gab, damit sie in der Abgeschiedenheit nicht von den Mächten der Finsternis gepeinigt würden. Manche Gesichtsurnen Ostpommerns, Westpreußens und Posens haben Ohrringe aus Bernstein, — natürlich nur, wenn es sich um ein Frauengesicht handelt, was deutlich beweist, daß die Eitelkeit schon von jeher ein Vorrecht des schönen Geschlechts war.

Sehr früh muß der Ruf vom Bernstein in alle Welt gedrungen sein. In den Königsgräbern von Mykene finden sich kugelige Bernsteinperlen, die nur von der Ostsee stammen können. Tausende von Kilometern ist das Ostseegold gewandert. Alle südlichen Völker haben es geschätzt und schätzen es noch heute. Funde aus der Bronzezeit und der älteren Eisenzeit weisen Perlenketten und Schwertgriffschmuck aus Bernstein auf. In der römischen Kaiserzeit und in der Völkerwanderungszeit erlebte die Verwendung des Bernsteins dann eine neue Blüte. Nicht nur Ketten und Perlen, sondern auch Spinnwirteln, Ringe, Kämme und andere Schmuck- und Gebrauchsgegenstände finden sich in den Ausgrabungen. Die Tatsache, daß Bernsteinperlen bei den Eingeborenen „Negerkorallen" heißen, ist ein Beweis dafür, daß das Ostseegold bei den Primitiven sehr begehrt ist, und zwar ausschließlich, weil der Glaube an seine Wunderkraft wach ist.

Jeder Fremde aber, der Danzig oder überhaupt den Osten besucht, sollte es nicht versäumen, sich ein schönes Andenken aus Ostseegold in seinen Alltag mitzunehmen, auf daß es mit seiner Zauberkraft alles Düstere und Böse von ihm fernhalte. Besser aber noch wäre es, jeder Deutsche käme einmal nach Danzig, — nicht nur, um sich ein Stück Bernstein zu holen, sondern um mit eigenen Augen und durch unmittelbares Erleben zu erfahren, daß die Heimat dieses herrlichen Harzes mit ihrer vom Himmel und Meer umblauten Landschaft und ihren urwüchsigen Menschen so klar und rein und schlicht ist wie der schimmernde Schatz, den sie in ihrem Schoße birgt. **Ernst Frieböse.**

Das automatische Gewissen.

In den Vereinigten Staaten probiert man alles mögliche, um die ständig anwachsenden Verkehrsunfälle auf ein Normalmaß herabzudrücken. Neuerdings ist man in verschiedenen Staaten der USA dazu übergegangen, ein „automatisches Gewissen" an den Kilometerzähler anzuschließen. Es funktioniert folgendermaßen. Wenn der Autofahrer eine Geschwindigkeit von 60 Stundenkilometern erreicht hat, so ertönt ein Phonograph und erklärt: „Achtung! In belebten Straßen darfst du nicht so schnell fahren." Bei 75 Kilometern sagt das Gewissen: „Ich möchte doch gerne wissen, in welchem Zustand deine Bremsen sind." Bei 100 Kilometern: „In jedem Augenblick kannst du eine Leiche sein." Und bei 130 Kilometern: „Ich bitte den Himmel um den Frieden deiner Seele".

Werden die Verkehrsunfälle durch dieses automatische Gewissen vermindert werden? Werden überhaupt alle Autofahrer, wenn es keine gesetzliche Bestimmung darüber gibt, einen solchen Phonographen in ihren Wagen einbauen lassen? Es scheint vielmehr, daß alle diese Versuche Kinder der Ratlosigkeit sind, die eine wirkliche Hilfe nicht bringen können.

Kommissarische Leitung: Dr. Karl Hans Fuchs
Chef vom Dienst: Marian Hepke
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dr. Karl Hans Fuchs
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Edmund Przygodzki, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: A. Dittmann, Bromberg